



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rückert, H.: Max Jähns "Roß und Reiter".

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Max Jähns' „Roß und Reiter.“\*)

Unsere Culturgeschichtschreibung, die jetzt mit Recht so bevorzugte liebenswürdige Schwester der ernsten Klio, wagt sich auf allerlei Gebiete, welche dieser unzugänglich bleiben. Indirect ist Herder der Begründer der Culturgeschichte als Wissenschaft gewesen. Sein Einfluß auf sie ist aber außerdem auch ein ganz directer. Denn was er im allgemeinen als Geschichte bezeichnet, würden wir jetzt wesentlich Culturgeschichte nennen. Das geistige Leben der Völker, die verschiedenen Zielpunkte ihrer höchsten idealen Interessen in Poesie und Religion, Wissen und Glauben sind, wie man weiß, Lieblingsthemata der Herder'schen Geschichtsbetrachtung. Noch inniger aber verwandt oder der eigentliche Schöpfer derjenigen Culturgeschichte, die wir als die moderne und noch enger als die moderne deutsche Form davon bezeichnen können, ist er dadurch geworden, daß ihm zuerst das Auge für das eigentliche Naturleben des Geistes innerhalb der verschiedenen historischen Individualitäten, Völker wie einzelner Menschen geöffnet war. Der Ausdruck „Volksseele“, der gegenwärtig zu den fruchtbarsten und inhaltreichsten Grundbegriffen aller wahrhaft wissenschaftlichen Forschung auf geschichtlichem Gebiete gehört, ist von Herder bekanntlich in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit noch nicht ausgesprochen, er hat ihn erst zwanzig Jahre später geschaffen. Aber sein Inhalt ist schon dort vollkommen erfaßt und allseitig ins Leben gesetzt. Das eigentliche feste und bleibende in den wechselnden Typen der geistigen Productionen der Völker und Zeiten, was als das dauernde im Wechsel und zugleich als jenes letzte, geheimnißvolle Band alles Lebens erscheint, das nur geahnt, aber nicht analysirt, nur mit symbolischen Namen wie „Lebenskraft, Naturanlage u. dgl.“ angedeutet, aber nicht erklärt werden kann, — dieß alles ist von Herder zuerst in die Betrachtung und Behandlung der Geschichte eingeführt worden. Und insofern ist er auch im aller specifischsten Sinne der Schöpfer der Culturgeschichte namentlich derjenigen Behandlungsweise derselben, die von dem deutschen Geiste dieser Zeit mit besonderer Energie und mit großartigem Erfolge gepflegt wird.

\*) Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen. Eine kulturhist. Monogr. v. Max Jähns. 2 Bde. 1872. Leipzig, F. W. Grunow.  
Grenzboten IV. 1872.

Dieser Umweg, auf dem wir bei unserm eigentlichen Thema angelangt sind, ist uns nöthig erschienen, um alle, denen der Gegenstand an sich vielleicht einiges Interesse abgewinnt, ehe sie sich noch dazu verstehen können, ihn in seiner Ausführung durch zwei Bände im einzelnen zu verfolgen, oder auch alle diejenigen, denen „Roß und Reiter“, als der Titel eines Buches, verwunderlich vorkommt, von vornherein auf den Standpunkt zu führen, von wo aus der Genuß und die Beurtheilung des hier Gebotenen allein auszugehen hat. Denn „Roß und Reiter“ ist ein ächtes Stück deutscher Culturgeschichtschreibung im Geiste Herder's — obgleich Herder nie daran gedacht hat, die Beziehungen des Thierlebens zu der Menschenwelt monographisch darzustellen, und ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der deutschen Volksseele, als des würdigsten Object's deutscher geschichtlicher Forschung.

So wenig nämlich auch Herder selbst gewillt war, der Culturgeschichte, deren Begriff als Wissenschaft er gefunden, durch die naturgemäße Beziehung auf die deutsche Volksseele ihre eigentlich fruchtbare und zukunftsreiche Basis zu unterbreiten, so hat er doch in seinen früheren Tagen und gelegentlich auch in den gesunden Momenten seiner späteren Periode auch dafür den Anstoß gegeben. Es wäre ungerechtfertigt, die neue Phase der germanistischen Studien seit dem Anfang dieses Jahrhunderts unmittelbar auf den Anstoß Herder's zurückzuführen, aber es darf bei einer tiefer eindringenden Analyse doch auch nicht übersehen werden, wie viel befruchtende Keime von ihm aus gleichsam gegen seinen Willen auf die Romantiker und durch diese mittelbar auf die eigentlichen Schöpfer unserer Wissenschaft, die Grimm's und ihre ältesten Genossen, geflogen sind.

Und in diesem Sinne ist auch unser „Roß und Reiter“ eine Frucht des Herder'schen Geistes, nicht nur so, daß der Begriff der Erforschung der Volksseele, ohne welche auch dieses Buch nicht existiren würde, durch ihn geschaffen worden, sondern auch in der besondern Beziehung auf das deutsche Wesen. Die Vermittelung, die vielleicht dem Verfahren selbst als die nächste Quelle seiner eigenen Anregung gilt, ist allerdings besser mit Händen zu greifen, so zu sagen auf jeder Seite, in jedem Satze zu fassen, als jene entfernte und fast verschüttete Lebensader, die uns Heutigen beinahe zur Mythe geworden ist.

Wie überall, wo wir einer lebendig beseelten Forschung im Bereiche des nationalen Alterthums und der nationalen Züge des jetzigen Volksthums begegnen, ist es auch hier der Altmeister Jacob Grimm selbst, der als der eigentliche Vater und Erzeuger sich kund giebt. Wir glauben, daß Niemand, er möge noch so hohen Werth auf seine eigene Geisteskraft, seinen eigenen Fleiß und sein eigenes Wissen legen, in diesem Ausspruch eine Beeinträchtigung seines Verdienstes finden wird. Gewiß kommt dereinst eine Zeit, in der sich die unmittelbare, persönlich wirkende Kraft jenes einzigen Heroen nationaler

Wissenschaft nicht mehr so concret, nicht mehr so derb, wenn wir so sagen dürfen, in allen denen fühlbar macht, die auf seiner Bahn vorwärts gehen. Aber jetzt ist diese Zeit noch nicht gekommen, wenn auch die krankhafte Eitelkeit dieser und jener kleiner und kleinster Richter es wähnt, die weit über den Meister hinausgekommen sein wollen, weil sie kleine zufällige Versehen desselben, recht eigentliche lapsus calami, an denen jeder anständige und bescheidene Geist stillschweigend vorübergeht, mit großem Geräusch aufdecken und mit ihrem Wissen, d. h. durch die Hilfsmittel, die sie auch nur bei ihm und nirgends anders gelernt haben und nirgends anders lernen konnten, am wenigsten natürlich aus ihrem eigenen unproductiven Geiste, zu corrigiren oder zu meistern beflissen sind. Einzwischen ist es noch die höchste Ehre und das größte Lob, wenn man von einem Buche, das in den Kreis der von Jacob Grimm geschaffenen Geisteswelt gehört, sagen kann, daß es des Meisters würdig sei. —

„Roß und Reiter“ würde nicht geschrieben, oder wenigstens nicht so geschrieben sein, wenn nicht die deutsche Mythologie zuerst die tiefen und vielseitigen Bezüge der Thierwelt auf den Glauben und das Gemüthsleben, die Cultur und die durch die Religion geweihte häusliche Sitte unserer Vorzeit erschlossen hätte. Wer jemals einen Blick in das 21. Capitel jenes Buches gethan hat, erinnert sich, wie dort unter allen den heiligen Geschöpfen das Pferd, das edelste, flügste, vertrauteste Hausthier, mit besonderer Hervorhebung behandelt wird. Auch sonst, wo der Schöpfer unseres Wissens von dem Glaubensleben unserer Volksseele gelegentlich auf die Bedeutung dieses Thieres in den Cultusgebräuchen überhaupt, in dem Mythenkreise dieses oder jenes Gottes oder Heroen, in der Zauber- oder Wahrsagerkunst zurückkommt, geschieht es immer mit einer fühlbaren, der Stimmung des Volkes genau entsprechenden Wärme der Zuneigung, die auf den Leser sympathisch wirkt, auch wenn er, wie es den meisten unserer Stubengelehrten geht, gar wenig Gelegenheit gehabt hat, sich mit eigenen Augen und durch eigene Erfahrung mit der Individualität dieser Thiergestalt vertraut zu machen und sie lieb zu gewinnen. Es läßt sich aber leicht begreifen, wie ein passionirter Reiter und wirklicher berufsmäßiger Pferdekennner von diesen Stimmen und Zeugnissen unseres Volkes gerade für dieses Thier ergriffen und so zu sagen begeistert werden muß. Erfährt er doch daraus, was für jedes wohlgeordnete Gemüth der Hauptreiz und zugleich der Hauptwerth der Geschichte im allgemeinen ist, daß seine Stimmung nicht die eines zufälligen Individuums, auch nicht die der zufälligen Mode des Tages ist, sondern in der Tiefe der Seelenanlage seines ganzen Volkes wurzelt. Und in diesem Sinne möchten wir die tiefste und nachhaltigste Anregung zu dem Buche vorzugsweise in Grimm's Mythologie suchen, wie denn auch begreiflich ein großer Theil des Materials, das

der spätere Culturhistoriker benutzt, schon von dem Altmeister zusammengebracht worden war. Ebenso begreiflich aber ist es, daß der spätere Forscher auf seinem eigenen Wege, den ihm die Hand seines Führers gewiesen, noch manche Nachlese gefunden hat. Seit dem Jahre 1844 ist ja, wie jedermann weiß, eine unendlich fleißige Thätigkeit erwacht, alle die Reste unserer Vorzeit, die sich in diesem oder jenem Versteck, vor den Unbilden der Zeit und der sie nicht mehr verstehenden Menschen geborgen hatten, sorgfältig hervorzuziehen und durch Einfügung an die rechte Stelle wieder zu neuem idealem Leben zu wecken. Mit vorzüglichem Eifer ist dies in Bezug auf alles das geschehen, was zu unserm ursprünglichen Glauben, zu der idealen Welt- und Naturanschauung unserer heidnischen oder äußerlich christlich gefärbten Alvordern gehört und in dieser Hinsicht ist jeder spätere Forscher mit Wahrheit in den Stand gesetzt, den Meister zu übertreffen.

Neben der Mythologie ist es die Geschichte der deutschen Sprache, worin dem Verhältniß der Thierwelt zu unserer Volksseele einige der ausführlichsten Abschnitte gewidmet sind, so besonders Cap. 2, 3 u. 5. Hier kommt es darauf an, aus dem unermesslichen Einblick in die Sprache nicht bloß einer Periode deutschen Lebens, sondern aller seiner Perioden, wie ihn Jacob Grimm geöffnet und selbst bisher unübertroffen besessen und gebraucht hat, das eigentliche Fühlen und Empfinden, das besondere Motiv der Phantasie und des Verstandes herauszufinden und gleichsam neu zu erzeugen, welche die ursprüngliche Namengebung veranlaßt haben. Von einer solchen Verwerthung linguistischer Momente, wie sie durch Jacob Grimm zuerst gezeigt und in großartigster Ausdehnung gehandhabt worden ist, hat vor ihm die Culturgeschichte oder die Wissenschaft überhaupt keine Ahnung gehabt. Jetzt wird Niemand, der ein culturgeschichtliches Thema behandelt, sich dieses Weges entschlagen können, und mit welchem Erfolge er betreten werden kann, davon legt „Roth und Reiter“ ein vollgiltiges Zeugniß ab. Selbstverständlich wird hier immer der Subjectivität, dem in sich selbst gefestigten Instinct oder nennen wir es lieber der selbstgewissen Intuition, ein weiterer Spielraum verstattet sein, als etwa in den sog. exacten Wissenschaften, und die Ergebnisse können nicht auf dieselbe allgemein und unter allen Bedingungen absolut unantastbare Wichtigkeit Anspruch machen, wie ein richtig gerechnetes Exempel. Subjective Anlage, reiche Uebung und Erfahrung, vor allem ein angeborener Sinn für das eigentlich volkstümliche, für die Besonderheit der Stimmungen und Mischungen einer Volksseele, sind hier ebenso wünschenswerth, wie die solideste Methodik des Lernens und Wissens und die routinirteste Technik. Unter allen wird sich niemand in Hinsicht auf die harmonische Vereiningung aller dieser Eigenschaften mit dem Altmeister selbst vergleichen lassen. Auch da, wo er anderer subjectiver Anschauung nach, sich gelegentlich einmal zu einem Irrthum hat

fortreißen lassen, ist auch dieser in jedem Falle wieder die Quelle neuer Wahrheit geworden. Denn er entspringt stets aus einem Ueberschwall von Eindrücken und Gedanken, nicht aus dem Gegentheil davon. Billigerweise kann man bei keinem der Nachfolger jene einzige Totalität der Gaben fordern, es genügt schon, wenn sie unter dem befruchtenden Einfluß ihres Vorbildes das, was ihnen selbst zugetheilt ist, so gewissenhaft und treu wie möglich zur Verwerthung im Dienste der Wissenschaft zu bringen bereit sind. Je nach den individuellen Vorbedingungen wird sich der eine mehr als geübter Linguist im specifischen Sinne, der andere mehr als lebendiger Kenner der Gegenstände und ihrer practischen Beziehungen zum Leben und zur Geschichte zu bethätigen haben. Aber jeder wird dafür Sorge tragen müssen, daß er die Seite, die in ihm die weniger stark angelegte ist, durch umfassende und methodische Anlehnung an die Thätigkeit anderer verstärke.

Der Verfasser von „Roß und Reiter“ gehört zu der unter unsern Fachgenossen seltener vertretenen Kategorie, die sich kraft natürlicher Neigung und berufsmäßig geförderter Bildung mit Entschiedenheit der reellen Seite seines Gegenstandes zuwendet. Aber er hat auch alles gethan, um der formellen, der sprachlichen Begründung desselben gerecht zu werden. Er ist kein Linguist vom Fache, trotzdem ist es ihm nur selten begegnet, entweder wirklich vorhandene sprachliche Bezüge, die zur Erhellung seiner Bilder oder zu ihrer eigentlichen Beseelung nothwendig, mindestens sehr dienlich wären, nicht zu bemerken, oder auch sich zu nicht bloß gewagten, sondern über die Grenzen des wissenschaftlich Möglichen hinausgehenden Combinationen und Folgerungen verleiten zu lassen. Von letzteren wollen wir einige Beispiele, nicht um das Verdienst des Forschers zu schmälern, sondern nur als Belege, die für ihn und andere in gleichem Falle nicht ohne Nutzen sein können, anführen, während wir für das erstere auf Ergänzungen unsererseits verzichten. Denn im Grunde hat Niemand das Recht, einen Autor für das verantwortlich zu machen, was er nicht gegeben hat, sondern bloß nach der Meinung seiner Leser oder Kritiker wohl hätte geben können oder sollen. Die Verantwortlichkeit beginnt erst mit dem wirklich Geleisteten und für dieses ist sie allerdings eine unbegrenzte.

Dahin gehört, wenn der Orts- und Familiennamen Haldrit mit jenem edelen Thiere in sprachliche und dadurch auch sachliche Verbindung gesetzt wird, dem der Verfasser begreiflich so viel Ehren als möglich zuwenden will. Er knüpft zunächst an das in der Edda, im Wafthrudnismal 18 überlieferte, Vigridr (denn so und nicht Vigrid ist die dortige Namensform). Dieses nordische V. ist das Feld „auf dem sich im Kampfe (vigi) finden Surtr, der verzehrende Feuerdämon und die freundlichen Götter“, also die letzte Wahlstatt, die des Weltunterganges. Die bloß aus der Sache selbst geschöpfte, man möchte

sagen rein rationelle oder rationalistische und insofern relativ nicht alte, wenigstens nicht uralte Entstehung dieses mythologischen Ausdrucks liegt auf der Hand. Er ist, wie unzählige andere der Edda nichts weiter als das Ergebnis speculativer Abstraction, die sich in die besondere Gestaltung des germanischen Heidenthums im Norden zuletzt eindrängte. Schon deshalb wäre es kaum zu glauben, daß er sich auch auf deutschem Boden fände, denn dieser ist, so lange er noch dem Heidenthum gehörte, von solcher gelehrten oder gelehrt sein wollenden Verbrämung ganz frei geblieben. Eine spätere Uebertragung wäre vollends undenkbar. Aber rein linguistisch genommen, stehen noch größere und geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. Held, der erste Theil des zweigliedrigen deutschen Wortes, sollte dann als die Uebersetzung oder Uebertragung von Vig gelten; falls man Held in dem auch uns noch geläufigen Sinn, sieghafter Kämpfer, nimmt, scheint dieß möglich. Ein Blick aber auf die zahlreichen Ortsnamen, in denen dieses Held in der ältesten Zeit erscheint, ergibt, daß es damit nicht identificirt werden darf: es scheint eine andere sachliche Bedeutung gehabt zu haben, ob wie Weigand will, die von Hütte, die nachweislich auch in der gewöhnlichen Sprache des 11. Jahrh. noch besteht, oder ob es mit dem Stamme unseres noch jetzt geläufigen „Halde“ etwas zu thun hat, lassen wir dahin gestellt. Der zweite Theil der Verbindung kann aber durchaus nicht mit dem nord. rídr zusammengebracht werden, er müßte denn jetzt „Reit“ lauten. Ueberdies ergibt die urkundliche Schreibung des fraglichen Stammes wenigstens für dessen zweiten Theil sofort die richtige Erklärung. Er lautet nämlich „riet“ unser noch jetzt lebendiges „Ried“, was wir in den verschiedensten Umformungen an unzähligen Ortsnamen oder auch allein als selbständigen Ortsnamen zur Bezeichnung der Bodenbeschaffenheit finden. Damit fällt die ganze Combination, denn ein für den Kampf geeignetes Ried hat wenigstens mit dem Rosse nichts zu thun, und ist überhaupt, wie ein Cavallerist am besten weiß, eine bedenkliche Wahlstatt. Uebrigens wird der immerhin dunkle erste Theil des Wortes, um dieß nur gelegentlich zu bemerken, nach der ältesten urkundlichen Schreibung weder mit „Held, heros“, noch mit „H. tugurium“ etwas zu thun haben. Der Name lautete ursprünglich Helriet und das d ist wie so oft in deutschen Mundarten nur zur Bequemlichkeit der Aussprache später angeschoben. —

Ebenso wenig wird sich die versuchte Identificirung oder Anlehnung von Hube oder Hufe an Huf, Pferdehuf und insofern die Erklärung jenes Agriculturausdruckes aus der symbolischen Bedeutung des Hufes rechtfertigen lassen. Hube ist deutlich z. B. das griechische κήπος, und hat ursprünglich auch einen sehr verwandten Sinn, wenn man nur das griechische Wort nicht mit unserm „Garten“ übersetzt, wobei wir immer zunächst an eine zur Luft

des Auges bestimmte eigentlich dem Luxus und nicht dem Bedürfnisse dienende Anlage denken. Auch das griechische Wort besagt nichts weiter, als ein besonderes ausgeschiedenes Stück Land, das eben deshalb unter Umständen auch das sein konnte, was wir Garten nennen. Genau dasselbe besagt unser Hufe: es ist ein Complex von Ackerland, wahrscheinlich immer nicht bloß durch ideale, sondern durch sehr reale Marken von dem übrigen Gefilde getrennt, d. h. ursprünglich meist eingezäunt, wie noch jetzt so viele Feldstücke in unsern Waldgebirgen, zugleich aber auch dem intensiven Ackerbau des Einzelhofes (Mansus) gewidmet. Wo sich die Anfänge dessen, was wir jetzt Garten nennen, schon in unserer ältesten Vorzeit etwa entwickelt haben mögen — es scheint aber, als wenn dieß überall erst unter dem Einfluß römischer landwirthschaftlicher Vorbilder geschehen sei — gehört natürlich der Garten auch zur Hufe und löst sich erst später von ihr, je mehr sie selbst bei den veränderten Gewohnheiten in der Benutzung und Vertheilung des Grundeigenthums ein antiquirter Begriff wurde und je mehr die Gartencultur im Fortschritt der äußeren Civilisation an selbständiger Bedeutung gewann. Huf dagegen gehört deutlich zu dem Stamme, den wir in unserem Zeitwort „heben“ noch in seiner einfachsten Gestalt übrig haben. Ob aber Hufe und Huf zuletzt auf eine und dieselbe, im Urgrund der Sprache ruhende Wurzel zurückzuführen seien, ist für diesen Fall gleichgiltig. Jedenfalls fehlt dann erst recht jede Beziehung auf das Roß. —

Anderes, was uns wohl auch noch bedenklich erscheint, wollen wir nicht weiter heranziehen. Die angeführten Beispiele, bei denen wir etwas ausführlicher zu verweilen uns nicht entschlagen konnten, sollen freilich nicht dazu dienen, das überall sichtbare Bestreben des Autors, sich aller durch die Wissenschaft ihm gegebenen linguistischen Hilfsmittel zur Belebung seines Stoffes im vollsten Umfang zu bedienen, herabzusetzen oder an dem Fleiße und der Sorgfalt, mit der er sich auf einem ihm ursprünglich fremden Gebiete, sattelgerecht erweist, irgendwie zu mäkeln, aber sie mögen doch für ihn und andere, die in seinem Falle sind, als eine gelinde Ermahnung zu möglichster Vorsicht und Bescheidenheit an ihrer Stelle sein. Wir würden es dankbar erkennen, wenn unsere Bemerkungen in diesem Sinne, in demselben, dem sie entstammen, auch aufgenommen würden.

Es ist leicht zu begreifen, daß die Sprache mit um so größerer Genauigkeit und Ausführlichkeit den Dingen gegenüber verfährt, je mehr diese dem Volksbewußtsein an das Herz gewachsen, oder was meist dasselbe sein wird, in die Bedürfnisse und den Gebrauch des täglichen Lebens verflochten sind. Darum ist es nicht zu verwundern, daß es möglich war, drei und sechzig verschiedene Pferdenamen, d. h. solche, die als Appellative zur Bezeichnung des ganzen Thieres dienen, zusammenzubringen. Sie stammen aus den verschiedensten

Zeiten und aus den verschiedensten Gegenden unseres Landes. Auf einmal und an einer Stelle ist immer nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil davon in Gebrauch gewesen, etwa höchstens ein Drittel davon, die übrigen würden anderwärts und zu anderen Zeiten ebenso fremdartig geklungen haben wie persische oder arabische Wörter. Der Forscher dagegen, dem es um die Erkenntniß der deutschen Volksseele in ihrer Totalität zu thun ist, ist vollkommen berechtigt, sie alle als deutsches Eigenthum anzusprechen, gerade so wie er auch auf anderen Gebieten alle particulären oder von der Zeit weggespülten Gebilde des deutschen Wesens als lebendige Bestandtheile desselben verwerthet. Unter diesen drei und sechzig Namen sind drei und zwanzig, so viel man in ihre Urbedeutung hineinschauen kann, von der Bewegung, als von der hervorragendsten körperlichen Eigenschaft des Thieres, entnommen, fast ebenso viel beziehen sich auf die Geschlechts- und Altersunterschiede, eine kleinere Zahl auf die Gestalt, einige auf die Stimme, das Gewieher, noch einige auf besondere Eigenschaften, die nicht dem Individuum, sondern der Gattung zukommen. Freilich sind unter diesen Namen eine nicht geringe Anzahl von entschieden fremden, die erst durch auswärtige Cultureinflüsse in Deutschland eingebürgert werden konnten. Hierin spiegelt die Sprache das Sachverhältniß zutreffend ab. Denn, wie wir noch weiter zu bemerken Gelegenheit haben werden: keines unserer wichtigsten Hausthiere ist in seinem ganzen Verhalten und in der Art, wie sich der Mensch zu ihm verhält, so stark von der Mode des Tages berührt, wie das Pferd. Schon darum darf es mit Recht als das edelste und vornehmste von allen gelten, als dasjenige, was sich dem Menschen in seinem Verhältniß zu den Culturbewegungen am nächsten stellt. Auf diese Weise kann es nicht auffallen, daß selbst unsere populärste Bezeichnung, das Wort „Pferd“ dem spätlateinischen *paraveredus* entlehnt, aber freilich nach Inhalt und Form so angedeutsch ist, daß der naive Sprachinstinct es unbedenklich als einheimisches Gut ansieht. Freilich erst seit einer verhältnißmäßig d. h. nach geschichtlichem Maße kurzen Zeit, denn noch während des Mittelalters ist sein wohlbekannter und vielgebrauchter sprachlicher Vorgänger *pferfrit* (worin noch sehr deutlich die fremde Vorlage nachklingt) *pfærit*, *pfert* ein Luxusthier, das zunächst nur innerhalb der Kreise des höfischen Lebens gebannt und gebraucht wird. Es ist das zum Reiten auf der Reise für die Gebildeten jener Zeit dressirte Thier, also mehr oder minder im Gegensatz zu dem Streitroß und dem Ackergaul selbst die gebildetste Figur innerhalb der ganzen Gattung. Seit dem Zusammenbruch der echt mittelalterlichen Bildung, „des höfischen Lebens“, ist der Ausdruck wie so viele andere der feinen Moden in gröbere Hände übergegangen und dadurch von selbst vergrößert worden. Merkwürdig aber bleibt es immer, daß doch ein großer Theil des eigentlichen Volkes sich gegen dies Fremdwort spröde verhalten hat: im Süd-

often hat es das echt deutsche Roß nicht zu verdrängen vermocht und ebenso wenig im Nordwesten das in seinem Ursprung freilich sehr zweifelhafte Page.

Es ist bemerkenswerth, daß diese beiden altdeutschen Namen gerade da haften, wo das Volksleben überhaupt am geschlossensten sich in seiner angestammten Eigenart behauptete. Denn altdeutsch darf man wohl auch Page nennen, weil es, wenn es nicht deutsch sein sollte, jedenfalls vordeutsch ist und zwar aus einer ethnographischen Vergangenheit, in die bis jetzt kein Lichtstrahl der Wissenschaft zu dringen vermag. Nicht einmal unsere allzeit fertigen Keltoomanen haben es bisher gewagt, das seltsame Wort für sich zu beanspruchen. — Das naturwüchsigte Bauernthum des Südostens, das Landvolk bayrischen Geblütes südlich von der Donau, weiß noch jetzt nur von Pferden in der Stadt, während es selbst nur mit Rossen zu Acker oder zum volksthümlichen Kennplatz zieht, den noch keine albernen Marotten und geckenhaften Nachäffungen des „Sport“ verunzieren. Ebenso kennt das niedersächsische und niederfränkische Bauernthum, an Kraft und derber Bierschrötigkeit des Charakters jenem bayrischen ebenbürtig, aber in den äußern Formen und in der Gemüthsstimmung etwas weicher oder humaner geartet, eigentlich nur jenes „Page“, was denn auch in so viele Orts- und Personennamen (Pagenstecher vom ersten deutschen Parlamente her z. B. wohlbekannt) übergegangen ist. Erst die alles Alterthümliche mit ihrem scharfen Zahn zernagende Gegenwart scheint auch dies „Page“ anzutasten, wenigstens beginnt es in einzelnen Strichen, in denen es heimathberechtigt ist, schon für ein Pferd niederen Ranges, also nicht mehr als allgemeiner und insofern neutraler Gattungsname zu gelten. Dies wäre der erste Schritt zu seiner völligen Verdrängung. Denn ist ein solches Wort erst einmal in den Winkel der Verächtlichkeit geschoben, so schämt sich einer nach dem andern es zu gebrauchen, bis es ganz verschillt, oder höchstens noch einmal als Schimpfwort aus der erregten Tiefe des Gemüthes hervorsprudelt. Das oberdeutsche Roß haftet noch fester, wozu mit beitragen mag, daß es in dem höheren und höchsten Stil des schriftgemäßen Ausdrucks eingebürgert ist. Aber mehr noch wirkt dazu doch die ethnographische Individualität jenes bayrischen Stammes. Sie ist ohne Frage am wenigsten unter allen deutschen von den Strömungen der allgemein deutschen Bildung und Mode berührt, im Guten wie im Bösen noch am meisten auf sich selbst und ihre eigenen alterthümlichen Instincte gestellt. Die niederdeutsche Volksart ist schon durch die Berührung mit der See und vielleicht noch mehr durch den Protestantismus, der sie zwar nicht ganz besitzt, aber doch in ihr so fest und tief wie nirgends anders sitzt, um vieles aufgeschlossener und den Mächten des geistigen Fortschrittes zugänglicher.

Wo aber das fremde Pferd nunmehr volksthümlich und insofern echt deutsch geworden ist, da finden wir uns auf dem auch sonst allen fremden

und einheimischen Cultureindrücken zugänglichsten Gebiete unseres Vaterlandes. Es ist der breite mittlere Strich, den Niehl einst zum Erstaunen mancher, die nur ein Süd- und Norddeutschland kannten, als eine selbstständige ethnographische und Cultur-Gruppe entdeckt hat, eine Entdeckung, die freilich nicht so schwer zu machen war, und die auf keinen Fall zu jenen wunderlichen Triasmarotten mancher unserer jetzt glücklich verschollenen doctrinären Politiker umgefälscht werden durfte. Es sei uns dabei noch die Bemerkung vergönnt, daß der fränkische Ortsname Pagenhardt, den unser Autor mit dem niederdeutschen Page in Verbindung setzen will, keineswegs etwas damit zu thun hat. Denn nach der Mundart würde er unfehlbar Ppagenhardt lauten müssen, und was noch entscheidender ist, die Mundart kennt ja in dieser Landschaft das Wort überhaupt nicht. Es bliebe also nur die Annahme niederdeutscher Colonisation und Namengebung übrig, für die es an jeder Spur fehlt. Die einfachste Erklärung knüpft an den in unsren Waldnamen so oft wiederkehrenden Ausdruck „Streitwald, Zankstück“ und sieht in Pagenhardt, was sprachlich dasselbe bedeutet, nichts als eine auf die benachbarte menschliche Ansiedlung übertragene Waldbezeichnung, etwa wie Lindenhardt, Buchwald und dergl. bekannte Ortsnamen geworden sind.

Jedenfalls aber ist mit Recht von unserem Autor hervorgehoben worden, daß der oder die Namen des Rosses in unendlich zahlreicherer Fülle zu Ortsnamen verwandt sind, als die der andern Hausthiere. Auch hierin spiegelt sich die besondere Liebhaberei des Volksgemüthes für dieses eine Thier, gerade so wie die genau damit zusammenhängende Beobachtung, daß, während alle andern an sich indifferenten Hausthiernamen, man denke an Ochse, Hund, Schwein, an und für sich schon als arge Schimpfwörter gelten, sobald sie auf Menschen übertragen werden, die Namen des Pferdes nie in solcher Weise verwandt werden, sondern im Gegentheil, wie „Pferdegedächtniß“, „Pferdearbeit“ u. s. w. darthun, eher im lobenden, wenigstens nur im verstärkenden Sinne als sog. Volkssuperlative, d. h. als eine der naiven Phantasie zugänglichere Steigerungsform im Gegensatz zu der abstract abgeblassten der gewöhnlichen Comparation durch Ableitungssuffixen am Ende des Wortes. Dabei ist nicht zu übersehen, daß der alte allgemeinste Name „Ross“ noch jetzt in seinem Dasein als Ortsname oder Name von Vertlichkeiten (Berge, Wälder, Flüsse, Bäche) seine ehemalige Oberherrschaft auch da bezeugt, wo er jetzt gar nicht mehr in der Mundart des Volkes existirt und dieser ebenso fremdartig vornehm gegenüber steht, wie es etwa das alte phaerit im 12. und 13. Jahrhundert an derselben Stelle einst gethan haben mag. Duzende von Rossbach, Rossau, Rossfeld, Rossberg, Rossthal (jetzt in Rossstall durch die unglückliche Etymologie moderner schriftgelehrter Beamten verkehrt) beweisen dies, die durch ganz Mitteldeutschland zerstreut sind. Der Baueremann, der seine Heimath

in diesen Orten hat, kann, wenn er über die Bedeutung ihrer Namen jemals nachdenken sollte, was er wahrscheinlich nie thut, so wenig wie über die Etymologie und Geschichte seines eigenen Namen Michel oder Hans, sich das Räthsel höchstens nur aus der Bibel Luther's oder aus dem Gesangbuch lösen, worin noch das Roß seinen Ehrenvortrag vor Pferd behauptet.

Ueberhaupt haben nur drei andre Thiere sich so massenhaft zur Namensgebung unseres Alterthums geeignet erwiesen, wie das edelste Hausthier. Es sind die drei furchtbarsten und insofern vornehmsten ungezähmten und unzählbaren Herrscher der Wildniß, der Bär und Wolf von den Vierfüßlern, der Adler, d. h. von der älteren Sprache gewöhnlich in der einfachen Form Ar, Arn oder Arndt verwendet, von den Bewohnern der Küste. Diese drei dienen auch, was noch bemerkenswerther ist, in überschwänglicher Fülle zu Namen der Menschen und Beinamen der Götter, niemals aber ist diese höchste Ehre einem der Namen des Rosses zu Theil geworden. Doch wohl, weil es trotz seiner adeligen Stellung, die es den andern thierischen Hausgenossen gegenüber stets von der fernsten Urzeit bis auf den heutigen Tag behauptet, immer nur ein Hausthier, ein Knecht des Menschen war, wogegen sich jene dem Menschen an sich feindlichen Gefellen eben dadurch als überlegen und insofern als von noch reinerem oder vornehmerem Blute erweisen. Unsere Volksseele steht hier unter der Macht einer ganz andren Stimmung als z. B. die griechische. Das griechische Philippos (Pferde- oder Roßlieb), Hippokrates (Roßgewaltiger) und hunderte ähnlicher Bildungen haben auf deutschem Boden keine Parallelen. Höchstens das mythische Heroenpaar, Hengist und Horsa, könnte zur Noth damit verglichen werden, in denen das heilige Stammesymbol der Sachsen, das springende weiße Roß, gleichsam menschlich substantiirt erscheint. Denn alle die mit Marc oder Mar zusammengesetzten Namen, von dem ältesten strenggeschichtlichen Maroboduus an, werden mit dem altdeutschen Stamme Mar, d. h. doch wohl Marh, der später allerdings gewöhnlich mit verhärtetem Endconsonant als Mark auftritt, nichts zu thun haben, selbst wenn dieses Stammwort ursprünglich der deutschen Sprache angehört, und nicht, wie die jetzt überwiegende, uns jedoch unrichtig scheinende Meinung ist, erst aus dem Keltischen importirt sein sollte.

Unsere jetzigen Familiennamen zeigen freilich eine große Zahl von Beziehungen auf Namen des Rosses. Dieses Wort selbst ist häufig genug als solcher gebraucht — Pferd so viel wir wissen, niemals. Noch mehr Zusammensetzungen oder Ableitungen davon, wie Roßberg, Roßkranz, Roßtäuscher oder wunderbarlich verballhornt — deutscher, Roßmäßler (soviel wie Pagenstecher, Roßschlächter, eigentlich der Roßfleisch (Maß) zur Benutzung bringt) Roßhirt, Roßler zc., ebenso von Marh, wie Mahr, Marheinecke, Mahrzahn zc., und den andern Pferdenamen. Aber sie sind alle keine nomina im altrömischen

Sinne, sondern bloße cognomina meist von der Beschäftigung hergenommen, wie so viele tausende unserer übrigen Familiennamen, oder Spitznamen, neben denen der wirkliche erlosch, wie bei Roß, Mähre, Hengst, Stute, oder auch mit fortgeführt wurde, wie bei Marheinecke, d. h. Pferdeheinrich. —

Um so reicher hat aber unsere Volkspheantasie in der Erfindung von Eigennamen für das Lieblingsthier gewaltet, wie immer, in dem Bestreben, dadurch das Individuum der Seele möglichst nahe zu bringen. Es wäre an sich schon ein lehrreiches Stück Culturgeschichte, wollte man uns diese vom grauesten Alterthum bis heute in Circulation befindlichen Pferdenamen in ihren vollen geschichtlichen Beziehungen erörtern. Welch andere Welt öffnet sich, wenn wir dem „ersten aller Rosse“, jenem Sleipnir des Göttervaters, wörtlich dem sanft dahin gleitenden — weil er fast immer nur in den Lüften und auf den Wolken fährt — begegnen, oder jenem Hrimfaxi, dem Reismähnigen, jenem Gulltoppr, dem Goldgelockten. — Dagegen in der Zeit der höfischen Bildung, die ähnlich wie das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert so stark französisch angelackt ist, tauchen auf einmal dafür Namen auf wie Volatin, Bonthart, Entercador, die das altheimische in den Hintergrund des elementaren Volkslebens zurückdrängen, weshalb dann auch der volksthümlichste, nicht salonfähige Held Dietrich von Bern noch sein gut deutsch benanntes Roß, Welche, Blässe reitet, dagegen der schon ganz in den höfischen Aether erhobene Rüedeger von Bechelaren den Boimunt, was freilich, wie uns überliefert wird, ein alter normannischer d. h. also wohl nordisch germanischer Riesename sein soll, aber so wie er im Mittelalter auch in Deutschland cursirte, nur aus dem Mund der französisch sprechenden und ganz zu Franzosen gewordenen Nachkommen Hrolfs vernommen werden konnte. Dazu als neueste Paradedstücke der blasirten Geschmacklosigkeit unsere hochfeinen Sportnamen, wie Moawija, Tamerlan, Lady Jane, Lohengrin, eine grausenhafte Confusion aller möglichen Anklänge aller möglichen und unmöglichen Zeiten und Nationen. Daneben die schlichte, beinahe nüchterne Bescheidenheit in den allgemein üblichen Pferdenamen unter dem Volke: Schimmel, Fuchs, Rappe, Blässe u. oder ein Hans, Grete, Biese, — charakteristisch genug doch auch hier, so weit es Eigennamen von Menschen sind, meist fremdes Gut, wenn es auch nicht mehr als solches verstanden wird, und nur das ebenso populäre „Fritz“ aus dem deutschen Sprachvorrath geschöpft. Die unermessliche Gewalt, welche das Fremde, die fremde Mode, sowohl wie die fremde Cultur zwei Dinge, die oft identisch, oft aber geradezu entgegengesetzt sind — auf das deutsche Volksthum, auf die deutsche Volksseele geübt haben, läßt sich an solchen scheinbar kleinen Zügen fast noch deutlicher, jedenfalls handgreiflicher darthun, wie in dem, was man die großen Interessen des Volkes und das Großleben der Geschichte zu nennen pflegt. Dohse und Schwein, im minderen

Grade der Hund, weil auch er theilweise zum Luxusthier sich hat umformen lassen müssen, sind freilich von diesem seltsamen Anflug aus allen Ecken der ethnographischen Windrose bewahrt geblieben, aber dafür waren es immer nur „gemeine Thiere“, ähnlich wie auch das gemeine Volk am spätesten und zufälligsten von dem fremden Laß der Mode oder Bildung zu genießen bekommt.

Ausnahmen von diesem Gesetze sind zuzugeben: gerade bei „Roß und Reiter“ werden wir auf eine der merkwürdigsten geführt. Wir denken an den Genuß des Fleisches von diesem Thiere, das doch einst, wie man weiß und wie unzählige geschichtliche Zeugnisse darthun, obenan unter den Lieblings Speisen unserer acht nationalen Küche stand. Gegenwärtig widerstrebt dem ächten Volke nichts so sehr wie „Pferdefleisch“ trotz aller Roßschlächtereien, Pferdefleischessender Vereine und ihrer glänzenden Diners mit den ellenlangen Menüs aus puren Bestandtheilen ihres gastronomischen Cultusgegenstandes zusammengesetzt. Der wahre Mann aus dem Volke — wozu Niemand die cosmopolitisch zersfahrenen Proletarier unserer Großstädte, die Affilirten der Internationale, rechnen wird — entschloß sich wohl noch eher zu einem Hunde oder sogar Hasenbraten, wenn es durchaus Fleisch sein soll, und das ordonanzmäßige „Huhn im Topfe“ d. h. ins Deutsche übersetzt, das richtige Stück grünes oder geräuchertes Schweinefleisch nicht zu erschwingen ist. Ebenso bekannt wie die Thatsache der einstmaligen Sitte des Pferdefleischessens ist auch die Geschichte seiner Verdrängung. Die Kirche hat hier etwas erreicht, was ihr auf dem innern Gebiete im Bereiche sittlicher Regungen des Herzens und des Empfindungslebens niemals gelungen ist, nämlich eine totale Sinnesänderung des deutschen Menschen. Es ist ihr schwer genug damit geworden und sie kann auf diesen Triumph beinahe ebenso stolz sein, wie auf die von ihr durchgesetzte Gewöhnung der Laien sich von ihr zehnten zu lassen. Freilich der Zehnte hat seine stark reale Seite und selbst wenn er nicht schon von Moses geboten gewesen wäre, würde ihn der sprichwörtliche gute Magen der Kirche immer als erste Christenpflicht empfunden und verlangt haben. Das Pferdefleisch dagegen steht mit den kirchlichen Finanzen in keinem sichtbaren Zusammenhang, und daß sich unsere ältesten Bekehrer und ihre Nachfolger dennoch so viel Mühe gegeben haben, es von dem deutschen Tisch zu verbannen, beweist, daß sie unter Umständen auch ästhetischen Regungen zugänglich sein konnten, als man glaubt. Denn nur solche, ihr eigener durch Ungewohnheit begründeter Abscheu davor, hat ihnen die Energie verleihen können, mit der sie diese Sitte besiegten, nicht das alttestamentliche Speiseverbot, das z. B. ja auch den von der Kirche oder den Kirchenmännern nicht bloß sehr gern gegessenen, sondern auch geheßten Hasen strengstens verpönte. Daß aber das Volk selbst sich so schnell und gründlich fügte, darf vielleicht als ein

Beweis nicht bloß für seine Hingebung an die Kirche und seine gutmüthige Gläubigkeit, sondern auch für den richtigen Instinct seiner Zunge und seines Magens gelten. Denn ohne Frage ist es im Vergleiche zu den sonst gebräuchlichen Fleischsorten das mindest schmack- und nahrhafte, so viel auch seine Parteigänger zu seinem Lobe sagen mögen.

Wäre dieß nicht den Eiferern der Kirche zu Hilfe gekommen, so würden wir oder unsere Bauern noch heute mit demselben Behagen Pferdefleisch verspeisen, wie zur Zeit des heiligen Bonifaz oder Columban. Denn daß dem Teufel in seiner Verkleidung mit allen möglichen Attributen und Besizthümern unserer eigenen volksthümlischen Götter auch der Pferdefuß zu Theil geworden ist, würde Niemand gehindert haben, sich an Rosshinken gütlich zu thun, wenn er nur besseren Geschmacks gewesen wäre als der Schweinschinken.

Sonst ist gerade das Verhältniß der deutschen Volksseele zu dem Pferd so recht darnach angethan, um das Dauernde im Wechsel, die festen und ewigen Typen, welche sie als im wesentlichen immer dieselbe durch allen fremden Wust wieder herstellt, recht zu veranschaulichen. Denn gewiß, uns gilt das Pferd nicht mehr als das Reithier der Götter, wir füttern nicht mehr wie einst, Herden von weißen Rossen in heiligen Hainen, um aus ihrem Gewieher, oder aus dem Stampfen ihrer Hufe Orakel zu erhalten. Darüber und über so vieles andere, was die Naturanschauung der Vorzeit dem edelen Thiere in liebevoller Ueberschwänglichkeit andichtete und ebendeshalb anbetend verehrte, dürfen wir jetzt lächeln. Aber dicht neben der so sehr kleinen Schaar der völlig Aufgeklärten und Nüchternen lagert sich unabsehbar über alle Hügel und Thäler das Heer der minder Gebildeten, der Ungebildeten und ganz Rothen. Und diese empfinden, wenn man ihre Sprache, ihre Sprichwörter, ihren Glauben — nicht den angelernten irgend einer officiellen Kirche, sondern alles das, was ihre Seele als eine lebendig sie bewegende und stärker als sie selbst wirkende Macht empfindet — auch nicht viel anders die Natur des Pferdes, als sie ihre Voreltern zwei tausend Jahre früher empfunden haben. Nur die Formen dieses Glaubens sind geändert, meist nicht durch freie That oder durch den activen Gestaltungsproceß des Volksgeistes selbst, sondern durch übermächtige Eindrücke fremder Typen, die sich die reflectirende Langsamkeit und gewissenhafte Schwerefälligkeit des deutschen Wesens da, wo es darauf ankommt eine fertige Production gleichsam in die Deffentlichkeit der Weltgeschichte hinaus zu schicken, zu Nuße machten. Wie überall ist es vorzüglich das westliche Nachbarvolk, das mit seiner angeborenen Trivolität oder richtiger mit dem völligen Mangel aller sittlichen Bedenken gegen sich selbst und die eigene absolute Vortrefflichkeit, stets rasch bei der Hand war, wo es galt irgend eine Evolution des allgemein europäischen Culturlebens in die Handgreiflichkeit des wirklich Geschehenen oder Gestalteten umzusetzen. Damit ist ja der französische

Volksggeist von der Natur selbst zum privilegierten Erzeuger dessen gestempelt, was wir gleichfalls mit einem französischen Ausdruck „Mode“ nennen. Eigentlich ist dieser Begriff dem deutschen Gebiete so völlig fremd, daß es unmöglich ist, auch nur annähernd eine Uebertragung in unsere Sprache zu geben, was doch sonst mit allen Fremdwörtern — wenn auch nur annähernd — geschehen kann, falls man sich Mühe darum giebt. Die „Mode“, jene ächt französische Tochter und National-Göttin, wird auch immer nur Frankreich gehören und durch sie wird es in seiner Art die übrige Welt beherrschen, so lange es selbst existirt. Denn gleichviel wie stark sich die Andern gelegentlich wenden und drehen mögen, sie werden diese Ketten doch nie abschütteln. — Diese Mode hat nun auch, wie sich an einzelnen concreten Beispielen nachweisen ließ und wie hundert andere beizubringen wären, zwar nicht den Typus, aber die Formen unseres Verhältnisses zu dem Pferde fast überall unter ihre Zwangsherrschaft gebracht. So weit damit bloß dem Luxus des Lebens und nicht seinen eigentlichen Bedürfnissen eine begreiflich principiell verkehrte, weil fremdartige oder von außen aufgedrungene Gestaltung gegeben wird, wäre nicht viel darüber zu sagen. Aber wenn z. B. unsere moderne Manier der Sports, der Wettrennen nach englischem Muster, in thörichtester Verkennung der deutschen Eigenart, der Besonderheit der Bedürfnisse der Heimath, der Individualität des deutschen Rosses, wahrhaft zerstörend auf die besten und wichtigsten Eigenschaften von Ross und Reiter nach ächt deutschem Typus wirkt, dann ist es Zeit zu einer Reaction von Seite derer, die auf der Höhe der practischen Einsicht die verkehrte Richtung der eingeschlagenen Bahn zu übersehen vermögen. In solchen Fällen bloß auf die ungestörtere Naturkraft des Volksgestes und die daraus von selbst folgende Reaction der Vernunft zu vertrauen, heißt die Hände aus Trägheit, die an Gewissenlosigkeit streift, in den Schoß legen. So wenig wir, wenn wir Verstand und Gewissen haben, auf einem viel höheren und entscheidenderen Felde, dem des religiösen Lebens, uns heute dabei beruhigen dürfen, daß sich alles von selbst machen werde, und daß es überflüssig sei, das schon leider so tief eingefressene Krebsgeschwür des Jesuitismus und Ultramontanismus mit dem schärfsten Messer des Operateurs radical auszuschneiden — so wenig, wenn es erlaubt ist das kleinste oder kleine neben das größte zu stellen — dürfen alle deutschen Kenner und Sachverständigen in Bezug auf den edelsten, weil zu den höchsten nationalen Zwecken, der Vertheidigung des Vaterlandes, unentbehrlichen Genossen des Menschen müde werden, den Unfug der Mode, der unsere heimische Pferdezuucht und Reittkunst untergräbt, an den Pranger zu stellen und ihn nicht bloß mit Worten, sondern mit Thaten zu vernichten. Wir ändern, die wir ebenso sehr vom Standpunkte des theoretischen Beobachters der Culturschwingungen im Volksleben, wie von dem des Patrioten, dem alles, was zu der Größe und Eigen-

art seines Volkes gehört, bedeutsam und ehrwürdig ist, dem Gegenstand in seiner ganzen Wichtigkeit nahe zu treten versuchen, vermögen doch wenig zu thun, weil der bloße Stubengelehrte hier, wo es sich um die Praxis im eminentesten Sinne handelt, eine ebenso lächerliche Figur spielen würde, wie der vielberufene „lateinische Reiter“ in der Manege oder auf dem freien Felde.

Wir freuen uns, neben den zahllosen andern Bereicherungen unseres Wissens, die wir aus M. Jähns' schönem Buche gewonnen haben, auch den Trost mit fort nehmen zu können, daß sich allerdings seit einiger Zeit eine Wendung zum Bessern vollzieht. Auch hatte der Schaden noch nicht so tief gefressen, daß dadurch die Leistungen unseres deutschen Pferdes in den großen weltgeschichtlichen Actionen, zu denen es in den letzten Kriegskämpfen berufen war, irgendwie geschmälert worden wären. Auch hier wie überall, wo etwas Gesundes und Tüchtiges in deutschen Lebensgestaltungen, mögen sie Namen haben wie sie wollen, unter all dem confusen Wuste einer unklaren und ihrer Ziele völlig unbewußten Gährungsperiode der deutschen Nation sich erhalten oder herausgearbeitet hat, gebührt Preußen das hauptsächlichste Verdienst daran. Preußen hat es verstanden, den Pferdethypus zu pflegen und zu entfalten, der für alle practischen Bedürfnisse, die an die deutsche Nation im Krieg und Frieden herangetreten sind, sich als der wahrhaft brauchbare und insofern ächt nationale erwiesen hat. Dem preußischen Pferde gebührt daher ein voller Antheil an dem Ruhme, den unsere deutsche Reiterei, freilich zunächst noch populärer als „Cavallerie“, sich in hunderten von Gefechten und Schlachten im letzten Kriege wieder erworben hat, nachdem ihre Siegeskränze, die sie aus dem siebenjährigen Kriege zuletzt heimgebracht hatte, schon bedenklich welk geworden waren. Wir sind überzeugt, daß sie diese ihre Lorbeeren, die sie gestern erworben, frisch zu bewahren sich bemühen und so bald wieder einmal die Trompete gegen den Erbfeind oder die Erbfeinde ruft — denn wo wären wir nicht von Erbfeinden umlagert? — sich ebenso herrliche neue verdienen wird. Denn die deutsche „Cavallerie“ wird, wie sie einst der Schrecken der Römer und zu jeder Zeit, wo das deutsche Volk seiner selbst bewußt blieb, allen andern Reitern und Reitervölkern, ebenso den halbthierischen Ungarn des 10. Jahrhunderts wie den ungarischen Husaren der schlesischen Kriege, überlegen war, auch in allen zukünftigen Kriegen eine große Aufgabe zu lösen haben, so daß auch hier die ewige „Dauer im Wechsel“ sich bewährt. Denn die abschätzigen Nergeseien doctrinärer Theoretiker, meist blafirter Friedenssoldaten, können jetzt ebenso von der Theorie, wie von der glänzendsten Praxis gänzlich widerlegt heißen. Alle Verbesserungen der Hinter- oder Vorderlader werden der deutschen Reiterei ihre kriegerische Kraft nicht nehmen, falls sie nicht selbst an ihrem Beruf irre wird. Denn dieser ist ein durch die Natur der Sache selbst gegründeter und insofern ein ewiger. Es

hat uns überrascht und in gewisser Hinsicht seltsam berührt, daß Niemand diesen ächten Naturberuf der deutschen Cavallerie energischer und wuchtiger in Worte gekleidet hat, als der Mann, der bei den Sachkennern als der Regenerator der preussischen d. h. deutschen Cavallerie gilt und den wir Laien mit den Berliner Straßenjungen nur als die heiter populäre Gestalt des „Vater Wrangel“ kennen. Wie wir werden die meisten Leser dasselbe Gefühl theilen, wenn sie folgende von Jähns citirte Worte des ehrwürdigen Nestors unseres deutschen Kriegsheeres sich zu Gemüthe ziehen, von deren Existenz sie gewiß so wenig wie wir selbst eine Ahnung hatten. „So lange die Schlachtfelder Unebenheiten und Bedeckungen zeigen, die Ueberraschungen zulassen, so lange der Pulverdampf eine Wolke über das Gefecht legt, so lange Schlachtenlärm und Gefahr noch mittelmäßigen Geistern die Entschlußfähigkeit raubt, so lange unsere Gegner Menschen bleiben, denen eine geschlossen heranstürmende Reitermasse einen andern Eindruck als eine Scheibe macht, so lange darf die Hoffnung hoher, ruhmvoller Thaten, trotz aller erhöhten tactischen Brauchbarkeit der andern Waffengattungen, bei der Cavallerie nie verschwinden.“

S. Rückert.

### Pariser Journalisten.\*)

Der Verfasser des in der untenstehenden Note angeführten Buches ist der Vater des „Figaro“, und dieser wiederum ist wohl der treueste Spiegel der eigentlichen und echten pariser Journalistik, einer Denkart und Thätigkeit, die im Guten wie im Bösen außerhalb der großen Seinestadt keinem Seitenstück begegnet.

Ueberall eingeführt, über alle Vorgänge aus erster Hand unterrichtet, kennt ein durch Talent populär gewordener pariser Journalist das, was man dort Welt nennt, aus dem Grunde. Ein liebenswürdiger Plauderer, ein lebendiger Erzähler, theilt er uns dieses sein Wissen in der unterhaltendsten Weise mit, über deren Vorzügen wir leicht vergessen, daß der leichtsinnige Patron sonst herzlich wenig gelernt hat, und daß er mit einer Selbstgefälligkeit und Dreistigkeit auftritt, die wir bei einem deutschen Kollegen ganz und gar unverzeihlich finden würden. Er redet selbst in reiferem Alter wie ein aufgeweckter zuversichtlicher Schulbube schwätzt, wenn der Vater oder Lehrer nicht dabei ist. Er erzählt alles, was ihm in die Feder fließt, nicht immer ohne Verschönerung durch Fäulsen, aber stets ohne eine Spur zögernder

\*) Mémoires d'un Journaliste. Par H. de Villemessant. Paris, Dentu. 1872.  
Grenzboten 1872. IV.